

QUELLEN UND FORSCHUNGEN
ZUR SPRACH- UND KULTURGESCHICHTE
DER GERMANISCHEN VÖLKER

BEGRÜNDET VON
BERNHARD TEN BRINK UND WILHELM SCHERER

NEUE FOLGE
HERAUSGEGEBEN VON HERMANN KUNISCH
2 (126)

EMMY ROSENFELD
FRIEDRICH SPEE VON LANGENFELD

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlags-
buchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.
1958

FRIEDRICH SPEE VON LANGENFELD

EINE STIMME IN DER WÜSTE

VON

EMMY ROSENFELD

MIT 25 ABBILDUNGEN



WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlags-
buchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.
1958

Archiv-Nr. 43 30 58/2

©

Printed in Germany. — Alle Rechte des Nachdrucks,
der photomechanischen Wiedergabe, der Herstellung von
Photokopien und Mikrofilmen, auch auszugsweise,
vorbehalten.

Satz und Druck:

Berliner Buchdruckerei Union GmbH., Berlin SW 61

VORWORT ZUR NEUEN FOLGE DER „QUELLEN UND FORSCHUNGEN“

Bernhard ten Brink und *Wilhelm Scherer*, Lehrer an der Universität Straßburg, haben die „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker“ begründet; spätere Herausgeber waren *Elias Steinmeyer*, *Ernst Martin*, *Erich Schmidt*, *Alois Brandl*, *Franz Schultz*, *Edward Schröder*. Das erste Heft erschien 1874 im Verlage von *Karl J. Trübner* in Straßburg, dessen Nachfolger heute der Verlag *Walter de Gruyter & Co.* in Berlin ist. Dieser erste Band enthielt die Studien über „Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit“, die in späteren Heften fortgesetzt wurden (VII 1875 über die Millstätter und Vorauer Handschriften, XII 1875 „Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert“). Der 2. Band der Sammlung war der neueren deutschen Literatur gewidmet (*Ernst Martin*, Ungedruckte Briefe an und von Joh. Georg Jacobi). Damit sollte angezeigt werden, daß ältere und neuere Literatur nebeneinander Gegenstand der wissenschaftlichen Bemühung sein sollten. Die Reihe war bestimmt, „die an der Straßburger Hochschule unternommenen Arbeiten, welche sich auf die Erforschung des weiten Sprach- und Literaturgebietes der germanistischen Völker beziehen“, zu veröffentlichen, zunächst also Dissertationen. *Scherer* betont ausdrücklich, daß es „zweckmäßig“ sei, „wenn Dissertationen in den regulären buchhändlerischen Betrieb aufgenommen werden“, und er fügt hinzu, daß dies „leichter geschieht, wenn sie nicht vereinzelt, sondern in zusammenhängender Reihe auftreten“. Das mag auch heute noch gelten, und so soll denn auch die neue Folge der berühmten Sammlung Dissertationen aufnehmen, wenn auch nicht mehr nur an Arbeiten einer Universität gedacht ist. Daneben sollen, wie schon in der ersten Folge, Arbeiten gereifter Gelehrter stehen; eine solche Verbindung von Arbeiten jüngerer und erfahrener Autoren hat einen besonderen Reiz und wird dem Gesicht der Sammlung zugute kommen.

Die wissenschaftliche Grundhaltung der „Quellen und Forschungen“ wird die gleiche bleiben. Nicht nur, daß auch bei Erstlingsarbeiten Gediegenheit und Zuverlässigkeit selbstverständliche Voraussetzung sind, sondern auch das im Titel angedeutete Nebeneinander von Quellenmitteilung und Forschung soll beibehalten werden. Die Sammlung wird wie bisher der Erschließung und Erklärung älterer und neuerer Literaturwerke zugewandt sein. Einige solcher Arbeiten, in denen Texte aus der

Barockzeit und dem 19. Jahrhundert entweder erschlossen oder zum ersten Male gedruckt werden, sind in Vorbereitung. Die erste Folge bietet dafür wichtige Vorbilder; um nur Einiges zu nennen: die Editionen von *Philipp Strauch* (Der Marner; Die Offenbarungen der Adelheid Langmann), *Lichtenstein* (Eilhart von Oberge), *Joseph Seemüller* (Willirams Hohes Lied), *G. A. Hench* (Isidor), *Ludwig Pfannmüller* (Frauenlobs Marienleich), die quellenkritischen Untersuchungen von *Erich Schmidt* (Reinmar v. Hagenau), *P. H. S. Denifle O. P.* (Taulers Bekehrung), *Erich Schmidt* (Klopstocks Jugendlyrik), *Edward Schröder* (Das Anegenge), *Franz Zinkernagel* (Hölderlins Hyperion), *Julius Petersen* (Johannes Rothe), *Ernst Stadler* (Wielands Shakespeare).

Selbstverständlich muß die neue Folge der „Quellen und Forschungen“ dem Wandel der Arbeitsweise und Blickrichtung in der Sprach- und Literaturwissenschaft gerecht werden. Mit ihren ersten Veröffentlichungen schloß die Sammlung an die Gründerzeit der germanischen und deutschen Philologie an: Quellenuntersuchungen und Editionen waren damals dringender als sie es heute sind, nachdem fast ein Jahrhundert intensiver Arbeit vergangen ist. Neben Veröffentlichungen und Erklärungen dieser Art müssen heute in vermehrtem Umfange geistesgeschichtliche und stilkritische Analysen treten. Auch hier hatte die frühere Sammlung schon vorgearbeitet. Zu den ersten Bänden gehört *Richard Heinzels* Untersuchung über den „Stil der altgermanischen Poesie“, die für ihre Zeit einen verpflichtenden Anfang darstellte; von späteren literarhistorischen Arbeiten seien noch genannt die von *Max v. Waldberg* über „Die galante Lyrik“, *Adolf Haußfen* über Caspar Scheidt, *Andreas Heusler* über deutschen und antiken Vers.

Die neue Reihe wird versuchen müssen, einer bedeutenden Tradition gerecht zu werden. Daß sie sich dessen bewußt ist, glaubt der Herausgeber versichern zu dürfen. Der neue, unserer Zeit gemäße Forschungsstil muß sich ebenso zu sich selbst bekennen, wie die unveräußerlichen Grundlagen der früheren gelehrten Arbeit bewahren: eine auf Erkenntnis der geschichtlichen Gestalt gerichtete Deutung, Achtung vor dem Kleinen und Einfachen, Ehrfurcht vor dem Großen und Umfassenden, Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der Untersuchung, Treue und Ernst der Gesinnung.

München, im Juli 1958.

Hermann Kunisch

HANS
IN MEMORIAM

Inhalt

	Seite
Vorwort.	1
ERSTER TEIL	
DER MENSCH, DER SEELSORGER, DER DICHTER	7
I. Kapitel. Die historische Persönlichkeit	7
1. Umwelt und geistige Bildungsjahre: Junker und Scholar	7
2. Reife: Priester und Lehrer	26
3. <i>Via Crucis</i> : Ankläger und Märtyrer	49
II. Kapitel. Der Seelenfreund	80
1. Sein <i>Credo</i>	80
2. Das <i>Göldene Tugendbuch</i>	112
3. Bekehrungsbriefe	147
III. Kapitel. Der Jesusminner	156
1. Die Kirchenlieder und die Frage der Authentizität	156
2. <i>Trutznachtigall</i> : Genesis — Aufbau — Sprache	197
3. Geistliches Arkadien: Naturliebe — Jesusminne	232
ZWEITER TEIL	
DER RUFER IN DER WÜSTE	256
I. Kapitel. Die Hexenverfolgung	256
1. Der Glaube an Teufelerscheinungen und das Verbrechen der Zauberei (256) — Behandlung der Hexenfrage bei der Neu- regelung des deutschen Strafrechts (268)	256
2. Geistliche und weltliche Theoretiker im 16. und 17. Jahrhundert als Verfechter und Schürer der Hexenverfolgungen	271

	Seite
3. Erste Versuche einer Stellungnahme gegen die Hexenverfolgungen (274) — Pater Adam Tanner S. J., Spees Vorläufer und Vorbild (277)	274
II. Kapitel. Die <i>Cautio Criminalis</i>	281
1. Entstehungsgeschichte — Aufbau — Ausgaben — Titel und Programm des Werkes	281
2. Die große Anklage: Das Verbrechen und seine Ahndung durch Prozesse (294) — Tatbestand und Indizien (304) — Denunziation und Proben (306) — Die Folter (320) — Die Verantwortlichen (325) — Spees Hexenbegriff (335)	294
3. Aufnahme und Wirkung der <i>Cautio Criminalis</i> in Deutschland und im Ausland: Deutschland im 17. und im 18. Jahrhundert (341) — Die Niederlande (349) — Frankreich (350) — Italien (351) ..	341

ANHANG

<i>Theologischer Prozeß</i>	353
Bibliographie	375
Namenregister	393



Abb. 1 — Kopf des Dichters **Friedrich von Spee**
aus dem Porträt im Kölner Dreikönigs-Gymnasium.

VORWORT

Im Sommer des Kriegsjahres 1944 erhielt ich die Erlaubnis meine Mutter nach Engelberg, im Herzen der deutschen Schweiz, zu begleiten. Rekonvaleszenten beide von lästigen Kriegserkrankungen, seelisch zutiefst erschüttert durch die Erlebnisse in vom Krieg verwüsteten Ländern, wuchs sich dieser Zustand der Depression zu bleierner Hoffnungslosigkeit aus, als die Zeitungen des tapferen, kleinen Gastlandes erste, zuverlässige Nachrichten über die großen Vernichtungslager im Osten brachten, in denen tausende von unglücklichen Deportierten, Männer, Frauen und Kinder, gemartert, geschunden und vergast wurden: Opfer eines höllischen Massenwahns. Ein mißglücktes Attentat auf den Diktator, die schnell erstickten Aufstandsversuche der Offiziere, mit den folgenden Schandprozessen und dem tragischen Ende, das man den Militärs bereitete, raubten uns die letzte Hoffnung auf ein baldiges Aufhören des grauenvollen Massenmordes.

Die hochgebildeten Benediktinerpatres der alt-historischen Abtei zu Engelberg nahmen sich freundlich ein wenig meiner Qual an und liehen mir, was immer ich aus ihrer herrlichen Bibliothek zu lesen begehrte. Mit der Revision einer deutschen Nachdichtung englischer Lyrik betraut, borgte ich mir die *Trutznachtigall* des geistlichen Dichters Friedrich von Spee aus, zum besseren Verständnis der Dichtersprache des XVII. Jahrhunderts.

Seltsam rührte mich die überschwengliche Gottesliebe dieses Dichters, und von der Süße und Musikalität seiner Töne bei der Wiedergabe der Passion Christi angezogen, fühlte ich den Wunsch mehr von diesem Autor zu erfahren, den unsere Literaturgeschichten stets mit wenigen Worten abzutun pflegen. So erhielt ich in der Abtei eine schöne Ausgabe von Spees großem Gewissensbuch, der *Cautio Criminalis*, seiner kühnen Anklageschrift gegen die Hexenprozesse. Weder der lateinische Text noch die seltsamen Typen des Druckes von 1632 vermochten meine stets wachende Anteilnahme zu hemmen.

Was sich hier vor meinen Augen entrollte, waren die grauenvollen Auswirkungen des gleichen Ungeistes, dem das heutige Deutschland zum Opfer gefallen war und der nun wie eine Pestwelle schon so viele

andere Länder zu verseuchen begann. Aber inmitten dieser trostlosen Wüste moralischen Unrats hatte sich 1631 die Stimme eines Einzelnen erhoben, eines mutigen, deutschen Edelmannes und Jesuitenpaters, der den furchtbaren Betrug dieser Prozesse aufdeckte und niemand dabei schonte, weder die Landesfürsten, deren Gewissen er aufzurütteln versuchte, noch die eigenen Ordensobern, weder die hohen Juristen, noch die weisen Theologen, an deren Lippen die Zeitgenossen hingen, weder Richter noch Seelsorger, die ihre Pflichten verletzten und verrieten. In dieser Atmosphäre, in der es bedrohlich und bedrückend nach verbrannter Unschuld stank, in jener Umgebung gekrümmter Rücken, heillosen Intrigen, skrupelloser Selbstsucht und gewissenloser Schranzen, ragte ein Aufrechter hervor, dem es weder vor weltlicher noch geistlicher Justiz bangte.

Gleichzeitig aber sah ich mich hier vor ein erregendes Rätsel gestellt: wie konnte sich in der Seele eines Mannes so viel verspielte, süße Gottesschäuferei mit schonungsloser, kaustischer Härte vereinen? Die verfügbare Spee-Literatur hatte sich entweder nie mit einer Gesamtwertung des Werkes und des Menschen befaßt, oder sich das Problem gar nicht gestellt. Mir selbst wurde eine Brücke geschlagen, als ich das Erbauungsbuch des Paters, das *Göldene Tugendbuch* in die Hand bekam. Hier fand ich die gleiche barocke Gottdurchdrungenheit und Anbetungsmystik der *Trutznachtigall* wieder, neben ungemein modern anmutenden Ideen und Ratschlägen, wie man den fürchterlichen, sozialen Mißständen der Zeit in den Krankenhäusern, unter den Kriegsopfern oder gar in den Gefängnissen abhelfen könnte. Und wenn der anbetende Gottesminner in Spee aus Sehnsucht nach mystischer Vereinigung ins Jenseits emporstrebte, so stand doch der Seelsorger in ihm mit fast aufgeklärten Ideen mit beiden Füßen auf der Erde und suchte kraft der göttlichen Tugenden die trügerische Eitelkeit der Welt zu entlarven und zu überwinden. Mit Recht hatte der große Philosoph Leibniz diese Schrift als „*liber plane divinus*“ gepriesen und den Besten seiner Zeit zur Beherzigung empfohlen.

So glaubte ich also zu begreifen, daß der Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels von den zwei Seelen in des Paters Brust gerade in der begnadeten Gottesliebe, ja Gottestrunkenheit dieses Mannes zu suchen war, dessen unerhört reiner und künstlerisch fein organisierter Geist wie geschaffen schien, die Größe und das Lob seines Schöpfers zu singen, und dabei seine Liebe zum Schöpfer gleichzeitig auf die Geschöpfe zu übertragen, als deren Bruder er sich fühlte und deren Seelen er „schön ohn massen“ nannte. Aber in seinem Reich göttlicher Liebe durfte nichts Widriges, Gott Beleidigendes wohnen.

Nicht der „Böse“ in Leibesgestalt konnte für Spee die Seelen von Gott entfernen und besudeln: das Böse lag im Menschen selbst und wucherte empor wie verwüstendes Unkraut, sobald er davon abließ, sich allein der göttlichen Gnade und Allgüte des Schöpfers anzuvertrauen, der ja seinen eigenen Sohn aus Liebe zu den Menschen geopfert hatte.

In diesem Sinne sah Spee die Reformation als einen Abfall von Gott und eine Beleidigung der von Ihm aus Liebe zu den Menschen geoffenbarten Wahrheiten an. Aus diesem Grunde stellte er sich der Gegenreformation leidenschaftlich zur Verfügung, wengleich er auch in ihren Reihen nur mit den Waffen der Liebe und der Überzeugungskunst kämpfte. Ungezählte Male hat er dafür sein Leben eingesetzt und schließlich allzufrüh dabei verloren. Gleichermassen aber sah er in der Mißhandlung und im Mord an Unschuldigen eine Beleidigung der Geschöpfe Gottes und damit der göttlichen Majestät selbst. Aus dieser Erkenntnis erwuchs sein leidenschaftlicher Protest gegen den unsinnigen Massenmord, als den er nach eingehenden Forschungen und Untersuchungen die Hexenprozesse entlarvte. Machte seine Liebe zum Schöpfer ihn zum Dichter, so ließ ihn seine Liebe zu den Geschöpfen zum Anwalt der Unschuldigen und Ankläger ihrer Peiniger werden.

Sich dem Studium einer solch auserwählten Persönlichkeit in einer so unseligen Zeit wie der unsrigen zu widmen, schien mir eine trostreiche Aufgabe. Ja, es war geradezu eine vornehme Pflicht, so erkannte ich, sobald die ersten Vorstudien hinter mir lagen, einem solchen Dichter und Helden zu jenem Platz der Bewunderung zu verhelfen, den er in der Geschichte der deutschen Humanität allzu lange entbehrte, indem man ihn bisher entweder auf den katholischen Seelsorger oder auf den barocken Lyriker hatte festlegen und beschränken wollen.

Hatte ich mir im Anfang vielleicht Illusionen gemacht, das Buch in der ersten Begeisterung schnell hinschreiben zu können, so mußte ich bald erkennen, daß es umfangreiche Vorstudien erforderte; ganz zu schweigen von der Notwendigkeit Archive und Bibliotheken eines Landes zu benützen, das gerade dabei war, sich unter den Bomben der feindlichen Luftangriffe in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Mit Recht hatte mich damals unser großer, jüngst verstorbener Latinist *Concetto Marchesi*, dem ich meine Abschrift der *Cautio Criminalis* vorlegen konnte, davor gewarnt, irgend etwas zu vernachlässigen und die Niederschrift des Buches zu übereilen; wie oft mußte ich später an seine weisen Ratschläge denken! . . .

Der Frieden erreichte mich in Fribourg, wo ich kaum erst begonnen hatte, mich über die Barockzeit und die Geschichte der Hexenprozesse

zu orientieren. Die schwierigen Verhältnisse, die ich nach meiner Rückkehr in Italien vorfand, die harte Notwendigkeit zum . . . drittenmal eine neue Existenz aufzubauen und nicht zuletzt die Unmöglichkeit eine Reise nach Deutschland zu unternehmen, ließen weitere Jahre verstreichen, ohne daß ich etwas für meinen Spee tun konnte.

Aber die Arbeit wurde mit neuer Kraft begonnen, als ich von 1949 ab, während der Ferien, regelmäßig nach Bayern und an den Rhein reisen konnte. Zwar waren die Bibliotheken und Archive dort größtenteils noch verbombt, geschlossen oder evakuiert, und es bedurfte der wahrlich nicht geringen Hilfsbereitschaft und Mitarbeit der Bibliotheksräte in München, Bonn, Köln, Marburg, Bamberg, um überhaupt an das eine oder andere Werk heranzukommen und von den wichtigsten Drucken und Handschriften Mikrofilme herstellen zu lassen.

An dieser Stelle geht ein gerührtes „danke“ an meine wiedergefundenen, treuen Jugendfreunde, Irma und Thomas Dehler in Bonn (dem damaligen Bundesjustizminister) und Theo und Franziska Eppig in München, die mir stets großzügige, schöne Gastfreundschaft und Ermutigung für mein Werk gewährten; ganz besonders aber bin ich meiner einstigen Studienkollegin Dr. Franziska Eppig-Schlier verpflichtet, die sich mir in selbstloser Weise als „Sekretärin“ zur Verfügung stellte!

Im Sommer 1953 durfte ich durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Reichsgrafen Wilderich von Spee im Familienarchiv auf Schloß Heltorf bei Düsseldorf Forschungen anstellen; und durch Vermittlung des freundlichen Nachfahren meines Dichters kam ich mit dem jungen, holländischen Jesuiten und Speeforscher, Pater Hugo Zwetsloot in Verbindung, der gerade an seiner bedeutenden, inzwischen in Buchform erschienenen Dissertation über die *Cautio* und die Hexenprozesse schrieb und mit dem ich meine Forschungsergebnisse, wie ich hoffe, für beide Teile fruchtbringend austauschen konnte.

Durch ihn konnte ich mit dem Kölnischen Kirchenliedexperten und emeritierten Bibliothekar Dr. Joseph Gotzen, einem engen Freund des verstorbenen Speeforschers Dr. Joseph Kuckhoff, in Korrespondenz treten und viel Interessantes über die Frage der Spee'schen Mitarbeit an den Jesuitenpsaltern hören. Wenn auch unsere Ansichten öfters auseinander gehen, bin ich doch dem ausgezeichneten Gelehrten außerordentlich dankbar für seine wertvollen Mitteilungen.

Alle diese Ergebnisse aber mußten während des überlasteten Studienjahres wieder in ihre Zettelkästen verbannt werden.

Deshalb geht meine besonders ergebene Dankbarkeit an den deutschen Kulturattaché in Rom, Botschaftsrat Dr. Dieter Sattler, durch dessen Vermittlung mir vom Deutschen Akademischen Austauschdienst ein viermonatliches, großzügiges Stipendium zur Verfügung gestellt wurde, um meine Forschungen zu Ende führen zu können.

So konnte ich im Winter 1954/55 in München einen großen Teil meines Buches niederschreiben und in den Sommerferien die Arbeit fortsetzen.

Zwei Artikel, welche Probleme der Speeforschung im allgemeinen, und die Zuweisung einer Schrift an Spee im besonderen behandelten, erschienen im vorletzten Sommer jeweils in der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift*, und der *Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, und ich danke für die gewährte Gastfreundschaft den verehrten Direktoren der beiden Zeitschriften: meinem lieben, vielbewunderten, ehemaligen Lehrer der Germanistik, Prof. Franz Rolf Schröder in Würzburg, und Prof. Hugo Kuhn in München.

Im Laufe des letzten Jahres war die Niederschrift meines Buches in ... italienischer Einkleidung fast beendet, denn, dank der gütigen Bereitwilligkeit meines hochverehrten Freundes Prof. Francesco Flora sollte die Monographie in der von ihm geleiteten Sammlung *Saggi di varia umanità* in Pisa erscheinen. Im letzten Augenblick erfuhr ich, daß der Verleger stark in Rückstand geraten war, und auf mindestens ein Jahr hinaus keine Aussicht für die Drucklegung bestand.

Meine Enttäuschung war groß, nach so vielen Jahren harter Forschungsarbeit meine Ergebnisse wiederum lahmgelegt zu sehen.

In diesem Augenblick griff ein gütiges Schicksal in Gestalt meines lieben, hochverehrten Freundes und Kollegen Prof. Hermann Kunisch in München ein, und nach kurzen Verhandlungen wurde das Buch bei dem Verlag Walter de Gruyter Berlin angenommen und zu meiner nicht geringen Freude in jene wiederauflebende Reihe eingeschlossen, die einst der Nestor der deutschen Literaturhistoriker Wilhelm Scherer begründet hatte. Wenn aber die Monographie über Spee mit allen notwendigen *Fac-simile* und Abbildungen herauskommen kann, so verdanke ich dies der großen Hilfsbereitschaft des Reichsgrafen Wilderich von Spee, dem ich hier meinen gerührten Dank ausspreche.

So gebe ich mich endlich der Hoffnung hin, daß die Ankunft meines Spee-Buches auch in Deutschland nicht unwillkommen sein wird: eine schöne, reine Menschenseele, die mit den Waffen der Liebe für das hohe

Ideal der Gerechtigkeit ficht, und mit den Mitteln gottdurchdrungener Beredtsamkeit und dichterischer Überlegenheit wirbt, klagt, mahnt, singt und minnt, kann auch in ähnlich unruhigen Zeiten und in Tagen der Demütigung und Trauer zur unerschöpflichen Quelle der Ermutigung und des Trostes werden.

In diesem Sinne möchte ich eine erhebende, persönliche Erfahrung der Öffentlichkeit mitteilen, und tue es mit den Widmungsworten Goethes zur *Iphigenie auf Tauris*:

„Alle irdischen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit“.

Mailand, September/Oktober 1957.

Emmy Rosenfeld.

ERSTER TEIL

DER MENSCH, DER SEELSORGER, DER DICHTER

I. Kapitel

DIE HISTORISCHE PERSÖNLICHKEIT

1. Umwelt und geistige Bildungsjahre: Junker und Scholar

*„Auf diesem finstern Zeitgrund . . .“
(Schiller — Wallenstein, Prolog)*

„Die alte feste Form“ des Deutschen Reichs zerfiel nicht erst damals, als „um der Menschheit große Gegenstände, um Freiheit und um Herrschaft gerungen ward“; — Friedrich Schiller hat es wohl bemerkt: mehr als 150 Jahre, ja 200 Jahre vorher, hatte der Prozeß der Auflösung begonnen, als das Reich seine Rechtmäßigkeit eingebüßt hatte, seine Attribute „heilig“ und „römisch“ verlor und damit seiner Weihe und Bestimmung beraubt ward, als die Reichsidee aufgehört hatte etwas zu bedeuten und mit der „ewigen Regel“, nach dem Süden zu pilgern, „um zu der Tiefe das Licht zu finden“ (wie es Stefan George formulierte), gebrochen ward, zugunsten von „Mönchsgezänk“, partikularistischer Egozentrik, Fürstenehrensucht und bürgerlicher Beschränktheit. Noch ehe im dreißigjährigen Krieg fremde Söldnerscharen die blühenden Lande und Städte Deutschlands in glotzende Trümmerhaufen verkehrt hatten, wand sich das Reich schon in Konvulsionen, die seiner tragischen, endlosen Agonie vorausgingen.

Der Sonne humanistischer Klarheit beraubt, überließ eine kranke Nation sich den dunkelsten Gewalten, die moralische Zerrüttung, soziale Ungerechtigkeit, finanzielle Vernichtung und kulturellen Zerfall heraufbeschworen. Inmitten jener heillosen Verwirrung und Unsicherheit in Recht und Glauben, verfielen die meisten dem kindischen Aberglauben und wälzten die Verantwortung für so viele Mißstände und Mißgeschicke bestenfalls den Gestirnen, meist aber den Werken und Werkzeugen des Teufels zu.

Nie mehr, bis in unsere Tage hinein, die das traurige Privileg beanspruchen dürfen, mit jenem Jahrhundert Schritt zu halten, wurde im

Namen Gottes und des reinen Glaubens, des Kaisers oder des Landesherrn schlimmer gemordet, gestohlen, geprellt, gelogen und gepredigt, nie mehr die Stirne der Wahrheit frecher geschändet durch Meineid und Erpressung und selten hatten Ideale und Worte mehr ihren wahren Sinn verloren.

So rief man den Bruder im Glauben aus dem Ausland zu Hilfe, um in den Gütern des obersten Herrn zu rauben, zu sengen und zu brennen und wunderte sich, wenn der Bundesgenosse nach getaner Arbeit nicht weichen wollte, sondern es sich im Lande bequem machte. Man fälschte Geld und Würfel; man verzehrte Hab und Gut der Untergebenen; man brachte den Bruder in den Kerker und an den Galgen, sobald er unbequem wurde; ja — man bediente sich der großen Errungenschaften des Humanismus und der Renaissance, um der Wollust und dem Betrug raffinierter zu frönen.

Die Großen gaben den Ton an und drückten die Kleineren, die Kleineren scharwenzelten und katzbuckelten nach oben und stießen und trogen nach unten. Gewalt und Angst regierten; Krieg und Seuchen taten das ihre, um aus aufrechten, arbeitsamen Menschen eine elende, mißtrauische Herde gezeichneten Schlachtviehs zu machen, für die entweder das Leben Tod und der Tod Hoffnung auf Leben bedeutete, oder für die das Leben hastigen Genuß, der Tod aber Panik und Schrecken brachte.

In solcher Wüste aber lebten wenig Wache, wenig Mahner, noch weniger Kündler; denn — wie in den Tagen des Propheten Jeremias — war „wenig Weissagung in jener Zeit“. Es war auch nicht ratsam, gegen das Brüllen einer entfesselten Hölle die eigene Stimme zu erheben; wie leicht stürzte man selbst in den Krater; — nur ein Mensch von schlafwandlerischer Instinktsicherheit, dessen Seele von der Liebe Gottes durchdrungen, dessen Herz von dem Jammer der Elenden verwundet war, durfte und konnte den Versuch machen, zu mahnen, zu klagen und zu verdammen, um nachher zu bessern und zu trösten.

Die Zeit war nicht günstig für heldische Drachentöter und donnernde Propheten; viel weiter waren die Herzen und die Ohren geöffnet für sanfte Sänger der göttlichen Gnade und Anbeter der gekreuzigten Liebe.

Ein solcher Mensch und Rufer in der Wüste: liebenswert und sanftmütig, aber zäh und willensstark, unerbittlicher Verfechter der Wahrheit, unerschrockener Verteidiger der Menschlichkeit, unbeirrbarer Tröster der betrübten Herzen und Kündler der göttlichen Gnade, erstand der Zeit in dem Dichter Friedrich Spee von Langenfeld, ein Junker und Jesuitenpater vom Niederrhein.

Sein altes, adliges Geschlecht hatte seine Wurzeln nahe der Gegend, in der die Leuchte des Humanismus Erasmus Desiderius, genannt von Rotterdam, geboren und aufgewachsen war.

Die ältere Form des Familiennamens *Spee* ist *Spede*, und zwar *Dictus Spede*, was einen Beinamen bedeutet, der als „Spatz“ ausgelegt werden kann. Die Familie führt tatsächlich im Wappen einen Vogel, der allerdings mehr einem Hahn gleicht. Das Adelsprädikat *ab*, d. h. *von* erscheint in früheren Jahrhunderten vor dem Namen des Ortes, an dem die einzelnen Zweige der ausgedehnten Familie ansässig waren. Friedrich gehört zur Linie derer von Langenfeld, lat. *Longocampus*, ein Ort, der im Gelderschen, bei Wankum liegt. Der erste urkundliche Nachweis für die Familie Spede von Langenfeld stammt vom 1. Februar 1378 (und nicht 1348, wie Pater Diel in seinem Büchlein über Friedrich Spee angibt¹⁾).

In dieser Urkunde erklärt ein Goedart Spede van Langenfeld sein Burghaus zu Langenfeld dem Herzog Wilhelm und der Herzogin Maria von Jülich und Geldern, sowie deren ältestem Sohne Wilhelm, Herzog von Geldern und Grafen von Züphen zum unbedingten „Offenhaus“, d. h. er unterstellt es ihrem unbedingten Patronat.

Der Text ist altniederländisch abgefaßt²⁾.

Doch geht aus anderen Urkunden im gräflich Spee'schen Archiv zu Heltorf (bei Düsseldorf) hervor, daß schon 1326 ein Goosen Spede aus der Linie Langenfeld belehnt wurde: er „*entfink den Hoff tot Moilhem mit seynen tobehoren, ynden Kerspel* (Kirchspiel) *van Wanchem gelegen* . . .“³⁾.

Zum erstenmal finden wir den Namen *Spee* statt *Spede* (soweit die Akten in Heltorf als vollständig angesehen werden dürfen), 1433 für einen gewissen Reyner Spee, Richter zu Sonsbeek; derselbe Mann wird auch 1438 genannt. Von 1442 an, mit Reynald Spee, überwiegt der Familienname Spee über Spede. Die Schreibweise *Spe*, die sowohl Friedrich als sein Vater gebrauchten, ist eine latinisierte, humanistische Form des Familiennamens, wie sie im 16. und 17. Jahrhundert bei den Gebildeten Mode war. Der Familienname ist *Spee*. Das Geschlecht trägt für Jahrhunderte den einfachen Adelstitel. Seit 1530 führt eine Linie die freiherrliche Krone im Wappen. Am 9. Mai 1739 wird das Geschlecht durch Kaiser Karl VI. in den Grafenstand erhoben, zu

¹⁾ Johannes Diel, S. J. *Friedrich Spee*, 2. umgearbeitete Auflage von Bernhard Duhr S. J. Freiburg i. Br. 1901, Seite 7.

²⁾ Vgl. Theodor Joseph von Lacomblet, *Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins*, 3. Bd. Nr. 809, S. 713, Düsseldorf 1853.

³⁾ Vgl. auch: A. Fahne, *Urkundenbuch des Geschlechtes Spede, jetzt Spee*, Köln 1874.

einer Zeit also, da die Linie von Langenfeld längst ausgestorben war. Der jeweilige Majoratsherr der Familie Spee führt den Titel eines Reichsgrafen.

1536 ist ein Edler Friedrich Spee von Langenfeld als Amtmann zu Kaiserswerth im Kurkölnischen belegt. Es handelt sich ohne Zweifel um des Dichters Großvater. Er hinterließ 1588 seinem rechtskundigen Sohn Peter, Friedrichs Vater, das bedeutende Amt und die Burgvogtei von Kaiserswerth, während sein Sohn Friedrich, ebendort als Zollschreiber lebte und 1589 verstarb.

Herr Peter Spee von Langenfeld verwaltete unter dem damaligen Kurfürsten und Erzbischof von Köln Gebhard Truchsess von Waldburg die Hofämter eines Küchenmeisters und Hofschenken. Er verheiratete sich mit Mechtels (Mechtildis) Dücker von Altenkriegenbeek, der Tochter des Herrn Adolf und dessen zweiter Gemahlin Anna von Schmiette und Nambach⁴⁾.

Adolf Dücker war in erster Ehe mit einer Elsa von Spee vermählt gewesen: ihr Sohn Heinrich verheiratete sich 1598 zu Kaiserswerth gleichfalls mit einem Fräulein Katharina von Spee.

Am 25. Februar 1591 kam Friedrich von Spee im Amtmannsschloß zu Kaiserswerth zur Welt. Er hatte noch zwei Brüder *Adolf* und *Arnold* und zwei Schwestern *Sybilla* und *Elsa*, die beide unvermählt starben.

Fast alle, die sich mit Spees Biographie beschäftigten, betrachten den Dichter Friedrich als den jüngsten unter Peters Söhnen, eine Annahme, zu der sie offenbar durch den geistlichen Stand und das relativ späte Geburtsdatum des Dichters geführt wurden. Nur Josef Kuckhoff sucht nachzuweisen, daß Friedrich der älteste Sohn war, weil seine beiden Brüder Adolf und Arnold nach ihm in den Akten des Jesuitenkollegs in Köln auftauchen⁵⁾. Uns scheint, daß schon der Vorname sein Erstgeburtsrecht verbrieft, da man die ältesten Söhne ja nach dem Großvater väterlicherseits zu benennen pflegt, während Friedrichs zweiter Bruder Adolf den Vornamen des Großvaters mütterlicherseits trägt. Wie der Vater vom Großvater, so war auch Friedrich wahrscheinlich zum Erben des Amtes in Kaiserswerth ausersehen; deshalb sandte man ihn schon 1602 nach Köln, wo er seine humanistischen Studien vermutlich am Jesuitengymnasium, dem *Tricornatum*, begann.

⁴⁾ Im Heltorfer Archiv befindet sich u. a. eine Steuererhebung vom 29. IX. 1592, die Peter Spee Amtmann zu Keyserwerth gezeichnet ist und im Namen des Kurfürsten Ernst v. Köln gefordert wird; also blieb Herr Peter auch unter ihm im Amt.

⁵⁾ Die kleine Biographie von Spee, nach seinen Lebensdaten dargestellt, die Kuckhoff um 1930 herum schrieb, konnte auch nach seinem Tode nicht gedruckt werden.

Wie mag nun die Kindheit in dem kleinen, lieblichen Ort unweit dem Ufer des Rheins verlaufen sein? Zu einem Idyll waren die Zeiten nicht angetan. Die Nachwehen der Reformation oder, wenn man will, das Vorgeplänkel des 30jährigen Kriegs hatten längst ihre dunklen Schatten auf die Kölner Erzdiözese geworfen.

In dem innerdeutschen Machtkampf zwischen protestantischen und katholischen Fürsten war plötzlich die Kölner Kur zum Zünglein an der Wage geworden. Jede der beiden Parteien hatte das größte Interesse, den jeweiligen Kurfürsten von Köln auf ihre Seite zu ziehen. Als daher Gebhard Truchsess, ein schwankender, schwacher Charakter, sich schon bald nach seiner Wahl in die junge, protestantische Gräfin Agnes von Mansfeld verliebte und sie zu heiraten wünschte, wußten seine protestantischen Freunde ihm einzureden, er müsse bei einem Religionswechsel keineswegs auf die Kurwürde verzichten, ja, es würde dem neuen Glauben nur nützen, wenn ein protestantischer Kurfürst den Evangelischen in seinem Lande freie Religionsübung und Ausbreitung des Glaubens erlaube; außerdem wäre es ein Sieg der protestantischen Territorialgewalt, wenn durch Gebhards Konversion im Kurfürstenkollegium von nun an die Protestanten die Mehrheit inne hätten. Schlichtungsversuche des Kaisers und der Kurie erreichten nichts. Zwischen Stadtrat und Kurfürsten einerseits, zwischen Domkapitel und Erzbischof andererseits war es schon seit 1580 zum Bruch gekommen.

Gebhards einstiger Gegenkandidat, Herzog Ernst von Wittelsbach-Bayern, setzte nun seine Wahl durch und was das Schlimmste war: nachdem Gebhard um sein Hauptquartier in Bonn herum Truppen angesammelt hatte, zögerte man in Köln nicht länger, spanische Söldner anzuheuern und damit fremde Scharen ins Land zu ziehen. Obwohl der Kölner Krieg nur ein sogenannter Kleinkrieg war und es den Gebhard'schen Truppen an Geld gebrach, da eine kräftige Unterstützung seitens der Glaubensgenossen fehlte, so war doch fast zehn Jahre hindurch im Umkreis von Köln Verheerung, Verwüstung und Verwirrung geschaffen worden. Der berüchtigte Haudegen Johann Kasimir von der Pfalz hatte Deutz niedergebrannt, Bonn war mehrmals Plünderungen von beiden Seiten ausgesetzt; einheimisches und fremdes Kriegsvolk lagerte überall am Niederrhein und machte das Leben der Bevölkerung schwierig und unsicher. Durch Gebhards Bruch mit der Kirche waren alle bekenntnistreuen Katholiken des Kurfürstentums gefährdet; dagegen wurde nach seiner Absetzung unter Ernst von Bayern und noch schlimmer unter dessen Neffen und Nachfolger Ferdinand die Gegenreformation und die Ketzerverfolgung noch skrupelloser als bisher durchgeführt.

Auch im Amtmannsschloß zu Kaiserswerth lebte man schon vor Friedrichs Geburt wegen dieses „trojanischen Krieges“ in tiefer Sorge. Die Hofämter, die Peter von Spee bekleidete, brachten ihn in die nächtliche Umgebung seines Kurfürsten; und die Wein- und Weiberfreudigkeit seines Herrn, (obgleich sie vielleicht das Mittelmaß des bei seinen Standesgenossen Üblichen nicht überstiegen) konnten einem so sittenstrengen Mann keine Freude bereiten. Daß Herr Peter aus seiner Glaubensstreue keinen Hehl machte, nimmt übrigens bei dem Vater des Verfassers der *Cautio Criminalis* nicht wunder. Zweierlei Versionen einer Episode sind uns als Belege seines Mutes und seiner Charakterstärke überliefert: die ältere stammt aus dem Buche seines Zeitgenossen Michael ab Isselt, *De Bello Coloniensi*⁶⁾. Im allgemeinen enthält dieses Buch über den Kölner Krieg eine Reihe recht unterhaltender Greuelgeschichten über den Bischof, deren Quellen wohl in den Ställen und Bedientenstuben zu suchen sind; dennoch scheint die folgende Episode durchaus glaubhaft:

„Circa idem tempus cum multos nobiles Doctores quoque Scenckium (Schenk), Eickium (Eick) et Meerl ad prandium vocasset, jamque vino incallescere inciperet, indignissimis atque inauditis coniciis Pontificem Romanum proscidit. Cumque nunc omnia quae exulceratus ei animus furorque ineffraenatus suggerebant maledicum illud os evomisset, ordine singulos nobiles interrogavit: laudanda ne essent quae dixerat, et num idem probarent omnes? Dixere nobiles: utique laudanda esse. Postquam autem ad Doctores ventum est, eos non interrogavit: sciens ipsis haec fuisse execranda.

Adstitit et mensae Praefectus Caesaris Verdensis Petrus a Spee nobilis; ad hunc conversus: „Et tu“, ait, „Domine Petre, quid ais? Idem ne et tu sentis? Respondit vir egregius, quod non. „Hem“, inquit Gebhardus, „stolidus es“; subridens praefectus tacuit.“

Nach einer anderen Version im Buch *Weinsberg*⁷⁾ sei Herr Peter bei der gleichen Gelegenheit vom Kurfürsten aufgefordert worden, mit ihm und den Zechgenossen auf die Augsburgische Konfession anzustoßen, was der mutige Mann verweigerte. Bei solch festem Glauben einerseits und solch treuen Dienstleistungen andererseits, mußte es dem Amtmann von Kaiserswerth trotz seines einträglichen Berufes weder an Gewissenskonflikten und Sorgen, noch an Anfeindungen und Drohungen gefehlt haben. Gerade die Gegend um Kaiserswerth hatte schwer unter den Kämpfen im Kölner Krieg gelitten und später unter Kurfürst Ernst ging das Gezänke im umgekehrten Sinn weiter.

⁶⁾ *Liber I*, p. 79 ss.

⁷⁾ Buch *Weinsberg III*, Bonn 1897 S. 153.

Übrigens erregte Ernsts Lebenswandel nicht viel weniger Anstoß als der seines Vorgängers. So mußte die empörte Kölner Bevölkerung ihn in den neunziger Jahren dazu zwingen, seinen moralisch hochstehenden, besser vorbereiteten Neffen, Herzog Ferdinand, den jüngsten Bruder Maximilians von Bayern zum Koadjutor zu ernennen.

Nach dem Tode Ernsts⁸⁾ aber wurde der für die Gegenreformation so bedeutende Ferdinand von Bayern zum Kurfürsten von Köln gewählt. Er war einst in Ingolstadt Schüler der Jesuiten gewesen und blieb stets ihr Schützer und Wohltäter.

Es war also naheliegend, daß der Knabe Friedrich Spee schon in Kaiserswerth viel mehr von Kriegsnöten und Glaubenskämpfen erfuhr, als sonst ein Kind seines Alters davon ahnte. *Intra muros* dagegen muß er ein schönes, harmonisches, gefühlsbetontes und stark religiöses Familienleben kennen gelernt haben; denn immer wieder, in Briefen wie im *Güldenem Tugendbuch* betont er, das größte Opfer des Missionspriesters bestehe darin, daß er Eltern und Geschwister aus Liebe zu Gott verläßt. Mancherlei mag damals schon bis in die Kinderstube gedrungen sein von den wunderbaren Erfolgen der Missionare des jungen Jesuitenordens; denn Franziskus Xaverius wird zum Helden seiner kindlichen Spiele⁹⁾. Auch das Verhältnis zu den Schwestern muß innig und voll freundlicher Neckereien gewesen sein; denn wie wohl unterrichtet über weibliche Liebhabereien, Ambitionen und Arbeiten damaliger Zeit zeigt sich Spee später in seinem Brief an die drei Edelfräulein von Stein! Sicher wurde er als „Junker“ ritterlich erzogen und liebte Reiten, Jagen und Geselligkeiten; galoppierte er doch auch als Pater noch über Land und fiel stets auf durch seine Liebenswürdigkeit und Weltgewandtheit im geselligen Verkehr.

Durch die Stellung seines Vaters kam Friedrich mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung und seine angeborene Liebenswürdigkeit, sein rheinischer Humor und gesellschaftlicher Takt wurden dadurch gefördert, so daß er auch später für Hoch und Niedrig stets das rechte Wort fand und sich in allen Lagen zu nehmen wußte. Sicher geht man auch nicht fehl, wenn man Spees auffallende Neigung und Verbundenheit mit dem deutschen Volkslied und den Ausläufern des Minnesangs auf seine Kaiserswerther Jahre zurückführt.

Später, nachdem er am Geburtsort die ersten Schuljahre durchgemacht hatte, brachte ihn der Vater nach Köln aufs Gymnasium und die Über-

⁸⁾ Ernst starb schon 1597 auf seiner Burg Arnsberg, wohin er sich mit seiner „Jungfer Gertrud“, einem Fräulein von Plettenberg, und seinem illegitimen Sohn Ernst zurückgezogen hatte.

⁹⁾ Vgl. Brief an den General P. Vitelleschi vom November 1607, später ausführlich zitiert (vgl. S. 22 ff.).

lieferung will, daß es das Gymnasium zu den Drei Kronen, das sog. *Tricoronatum* der Jesuitenpatres an der Marcellenstraße war, die modernste, blühendste und daher auch angefeindete Schule im damaligen Köln. Da die Familie von Spee offenbar keine näheren Verwandten in der Stadt besaß, wohnte Friedrich im Konvikt.

Unter den drei großen, berühmten Gymnasien für humanistische Studien, die unter Aufsicht des Dekans der Universität standen, galt das *Tricoronatum* für das erfolgreichste.

Diese drei Gymnasien wurden benannt: „*antiquissimum Montanum*“, „*florentissimum Laurentianum*“, „*celeberrimum Tricoronatum*“¹⁰).

Soweit es die akademischen, strengen Vorschriften zuließen, denen auch die Jesuiten sich unterwerfen mußten, (wollten sie ihre Baccalaureaten der Artistenfakultät [*Schola Artium*] zuführen), waren ihre Erziehungs- und Lehrmethoden neuartig und zweckmäßig. Der Lehrgang selbst aber war ihnen vorgeschrieben: Nach bestandener Aufnahmeprüfung besuchten die Knaben vom 11. bis zum 13. Jahr den 1. *Kursus* des Gymnasiums, der aus drei Klassen bestand:

Infima
Secunda (media grammatica)
Tertia (Syntax — suprema grammatica)

Dann folgten zwei Jahre des 2. *Kursus*:

Quarta — (Poetica)
Quinta — (Rhetorica)

Alle 5 Klassen hießen die *Humaniora*. Nach diesem *Quinquenium* besuchte der „*Scholar*“ vom 15. bis zum 18. Lebensjahr den philosophischen oder 3. *Kursus*, der wiederum 3 Klassen umfaßte:

Sexta — (Logica)
Septima — (Physica)
Octavia — (Metaphysica).

Während des 3. *Kursus* erreichte der Student den akademischen Grad eines *Baccalaureatus* und konnte an der philosophischen Fakultät der Universität, der *Schola Artium* promovieren. Gleichfalls an der Universität konnte man zum Abschluß der akademisch-philosophischen Studien den Grad eines *Magister in artibus* erlangen. Nach den 8 Jahren Gymnasium stand übrigens dem Scholaren der Zugang zu allen Fakultäten offen: Große Feierlichkeiten, Disputationen und Defensionen, Vorträge lateinischer Reden und selbstgedichteter *Carmina* fanden zum Abschluß des Philosophieurses in jedem Gymnasium statt.

¹⁰) Vergl. Franz Josef von Bianco, *Die alte Universität Köln*, I. Teil, Köln 1855.

Der Gewährsmann, nach dem Friedrich Spee den 1. Kursus im *Tricoronatum* besucht hatte, ist der Ordensbiograph der rheinischen Jesuiten im vorigen Jahrhundert, Pater Reiffenberg, der behauptet, in der Bibliothek des Kölner Jesuitenkollegs ein „Preisbuch“ aufgefunden zu haben, nach welchem ein *Praemium* für hervorragende Leistungen in Latein der „*nobilis et ingenuus adolescentulus Fridericus Spee*“ bei seiner Versetzung in die Poetikklasse, am 13. November 1604 erhalten hat¹¹⁾.

Wir können heute nicht mehr beweisen, daß Friedrich Spee den 1. Kursus wirklich am *Tricoronatum* und nicht am *Montanum*, als dessen Schüler er 1609 zum Baccalaureat zugelassen wurde, besucht hat, wohl aber steht fest, daß er in nahen Beziehungen zum Jesuitengymnasium stand, durch seine Zugehörigkeit zu der von den Jesuiten geleiteten Jugendkongregation, der *Sodalitas Angelica*. Diese geistlichen Kongregationen für Jugendliche bildeten damals eines der glücklichsten Erziehungsmittel der Gesellschaft *Jesu*. Ursprünglich waren diese Sodalitäten wohl den mittelalterlichen Bruderschaften und Mariengilden nachgebildet worden, aber mit neuen Voraussetzungen. Sie feiern ihre Auferstehung in den Niederlanden und stehen im ganzen 17. Jahrhundert, besonders am Rhein in Blüte, wo man solche Kongregationen für alle Altersstufen und alle Stände gründete. (Interessant zu bemerken, daß die Frauenkongregationen zunächst von den Ordensgenerälen nicht zugelassen wurden.)

Schon im 16. Jahrhundert erwähnten die Historiker in Köln eine sog. „Vorschule“ für die Kongregationen in den drei unteren Klassen des *Tricoronatum*, da die Schüler des 1. Kursus noch zu unreif erschienen, um in die *Marianische Kongregation* aufgenommen zu werden. 1583 unterstellte man diese „Quasi-Kongregation“ der Protektion des Erzengels Michael und nannte sie daher *Sodalitas Angelica* oder *Engels-sodalität*. 1595 mußte man wegen allzu großen Andrangs die Sodalität teilen: Bis zum Eintritt in den 2. Kursus, in die sog. *Humanität* (Poetikklasse), gehörten die Knaben zur *Sodalitas Angelica*; mit bestandenem Übergangsexamen traten sie in die *Sodalitas Parthenica* ein.

Vom Leben und der Tätigkeit in der Engelssodalität kann man sich ein klares Bild machen, da sich das „Protokollbuch“ der Gesellschaft aus allen Bränden gerettet hat und bis heute im Kölner Archiv aufbewahrt wird¹²⁾. Der Engelssodalität aber konnten auch Schüler der beiden anderen Gymnasien, des *Montanum* und des *Laurentianum* beitreten.

¹¹⁾ S. P. Reiffenberg: *Historia Soc. Jesu ad Rhen. Inf.*, II. Bd., 2, 176 im Stadt-Archiv Köln (nur im Manuscript vorhanden).

¹²⁾ *Liber Sodalitatis Angelicae*, Sign.: Jes. 53.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erfreute sich die *Angelica* besonderer Beliebtheit durch ihren ausgezeichneten Präses, den holländischen Pater Henricus Follaeus. Dieser Jesuit, der 27 Jahre hindurch die Kongregation leitete, mußte in Erziehungsfragen ungemein moderne Ideen hegen. So hat er ein „Protokollbuch“ anlegen lassen und veranlaßt, daß es von den Knaben selbst geführt wurde. Innerhalb des Vereins sorgte er für eine Art „self-government“. Demokratischerweise wechselte der Vorstand, der von den Mitgliedern gewählt wurde, jeden Monat. An der Spitze stand ein Präfekt, sekundiert von 1 bis 2 Assistenten, 6 *Consiliarii* und einem Sekretär; später bestellte man noch einen *Quaestor* oder Säckelmeister und einen Bibliothekar. Der erste Assistent hieß *Admonitor*, der zweite *Amansuensis*. Sie waren zusammen mit den Konsultoren, dem Präfekten und dem geistlichen Präses Rechenschaft schuldig über die Fortschritte und das Betragen der einzelnen Mitglieder. Am ersten Sonntag im Monat war Vorstandswahl und Verkündigung des sog. „Monatsheiligen“, dem in den kommenden vier Wochen besondere Andacht gewidmet werden und der als besonderes Vorbild gelten sollte¹³⁾.

Außer in der Vertiefung in der geistlichen Erziehung und Übung in der Frömmigkeit wurden die Knaben in die Werke der Nächstenliebe und der sozialen Hilfeleistung eingeführt: Begleitung und Handreichungen bei Krankenbesuchen, Armenpflege, Belehrung und Bekehrung. Aber auch kulturelle Ambitionen hatte die jugendliche Schar. Theaterstücke wurden einstudiert und vor Gästen aufgeführt: ein ewiges Privileg der Jesuitenkollegien. 1605 hatte ein Stück *De Angelo Custode* besonderen Beifall gefunden. Auch in deutscher Sprache versuchte man zu spielen, um von allen Gästen verstanden zu werden. Offenbar wurde auch der von den rheinischen Jesuiten klug propagierte deutsche Kirchengesang geübt, so daß jedes Mitglied seine eventuellen künstlerischen Talente entdecken, entwickeln und zur Geltung bringen konnte. Unnötig zu erwähnen, daß durchreisende Missionspatres in den Sodalitäten Vorträge über ihre Reisen und Erfolge in Ostasien hielten und die beeindruckbaren jungen Gemüter dazu entflammten, es ihnen gleich zu tun. Vom Oktober 1616 werden im *Tricoronatum* zwei „wunderbare Exhorten“ über China vor den Sodalen gemeldet¹⁴⁾.

Die Begeisterung der jungen Mitglieder, ihre Anhänglichkeit an die Gesellschaft, sowie die Gewandtheit und der Unternehmungsgeist, der bei aufgeweckten Knaben immer dann zum Vorschein kommt, wenn man sie zu selbständigem Denken und Verantwortlichkeit anhält, erfochten auch der Engelssodalität einen nicht leichten Sieg gegen den

¹³⁾ Vergl. auch *Güldenes Tugendbuch* III, 30.

¹⁴⁾ Dokument genannt auf S. 15 Anm. 12.

Widerstand der Ordensleitung. Der damalige Ordensgeneral Pater Claudio Aquaviva hatte Bedenken geäußert wegen der allzu großen Jugendlichkeit der Mitglieder und am 28. April 1607 befohlen, die *Angelica* aufzulösen. Offensichtlich war Pater Aquaviva verstimmt über den jugendlichen Eifer der Sodalen, die hinter seinem Rücken mit dem damals in Köln weilenden apostolischen Nuntius Attilio Amalteo komplottiert hatten und durch dessen Fürsprache ihre Bestätigung vom Papst erwirkten. Doch auch Pater Aquavivas Ärger besänftigte sich, als 1618 der rheinische Provinzial Pater Henricus Scheren (Scherenius) nach Rom kam und dem General den Geist und die Erfolge der *Angelica* rühmte. So erhielt die *Sodalitas* als „Seminar zur Marianischen Kongregation“ in den Städten Köln und Mainz ihr Diplom der Aggregation. Später existierte die „*Res Publica Angelica*“, wie die Jungen mit Stolz ihre Gesellschaft nannten, fast an allen Jesuitenschulen der rheinischen Ordensprovinz. Sie lockte Schüler aus allen Instituten an und verschaffte den sonst nicht überall beliebten Patres bei der Jugend größte Popularität.

In dieser Atmosphäre erhielt auch das aufgeschlossene Gemüt des jungen Spee entscheidende Eindrücke. Das „Protokollbuch“ verzeichnet seinen Namen im Mai 1604 als Mitglied des Senates der *Res Publica Angelica*, im September desselben Jahres figuriert er als *Consiliarius* und Assistent des Präfekten, im Dezember als Sekretär. Am Sonntag *Cantate*, dem 8. Mai 1605, fand die alljährliche feierliche „*Transcriptio Rhetorum ad Sodalitatem Parthenicam*“ statt, d. h. die glücklichen Absolventen der Rhetorikklasse traten zur Marianischen Kongregation über und verblieben dort bis zur Reifeprüfung. In der Liste der aus der *Angelica* Scheidenden lesen wir auch „*Fridericus Spee, nobilis Caesaris-insulanus*“ (Friedrich Edler von Spee aus Kaiserswerth). Bei der Zeremonie waren laut Protokoll auch Friedrichs jüngere Brüder anwesend: Adolphus und Arnuldus Spee.

Übrigens leitete Pater Spee 1616 die *Angelica* in Speyer: sein großer Einfluß auf Jüngere, seine Lehrzeit bei Follaeus, dem Inspirator des Sodalitätsgeistes und wohl auch seine dichterischen und gesellschaftlichen Talente machten ihn geradezu zum Ideal eines geistlichen Jugendpräses. Wahrscheinlich begann er damals die ersten deutschen Kirchenlieder zu dichten, um seine Jungen durch Singen und Vortragen auf „lüstige weiß“ hinzulenken, dem Gottesdienst zu folgen, und ihnen zugleich die Ohren zu öffnen für die Schönheiten und Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen Muttersprache.

Es sind dies die einzigen verlässigen Daten, die aus Spees Schülerzeit entdeckt werden konnten, aber sie besagen manches; denn sie reichen

uns den Schlüssel für die Begeisterung des jungen Spee für den neuen Orden und für seinen Entschluß, selbst ein Priester der Gesellschaft *Jesu* zu werden.

Vier Jahre schweigen die Akten über Spee. Die nächste Nachricht, auf die wir uns stützen können, stammt aus dem Jahre 1608 und ist dem Dekanatsbuch der Kölner Artistenfakultät entnommen. Hier erscheint Spee nicht mehr als Schüler des *Tricoronatum*, sondern des *Montanum* und wird zum Baccalaureat zugelassen. Am 9. März 1609 wird Friedrich von Spee aus Kaiserswerth unter dem Dekanat des Paters Everard B r o w e r S. J. (ein Bruder des bekannten Historikers) zum *Baccalaureatus* promoviert¹⁵).

Diese Nachricht gibt Spees Biographen wiederum einige Rätsel auf. Vor allem fragt man sich, wie kommt er vom *Tricoronatum* ans *Montanum*, zu einer Zeit, in der der Übertritt von einem Gymnasium ins andere äußerst schwierig war; ferner erhebt sich die Frage, warum hat Spee, nach dem normalen *Ascensus* gerechnet, ein Jahr verloren?

Mit Joseph K u c k h o f f¹⁶) sind wir geneigt, daran zu zweifeln, ob Spee überhaupt je Schüler des Dreikönigsgymnasiums gewesen ist. Im Wege steht dieser Annahme nur die von Reiffenberg aufgefundene schon erwähnte Notiz im sog. Preisbuch des *Tricoronatum*, denn die *Sodalitas Angelica* nahm ja auch Montaner auf. Möglich, daß Reiffenberg nur *Spee* gelesen hat und statt Friedrich ein anderer Vorname dabei stand. Immerhin bleibt die Frage des verspäteten Baccalaureats zu beantworten. Wenn nach den Daten im *Liber Sodalitatis Angelicae* Friedrich 1605 in die *Rhetorica* versetzt worden war, so hätte er schon im Herbst 1607 die Klasse der *Logica* beenden können, wonach es ihm frei stand, sich zum Baccalaureat zu melden. Bei einem so früh gereiften und hervorragend begabten, jungen Studenten bleibt keine andere Erklärung, als daß die Pause in seinem Studiengang unfreiwillig durch den Ausbruch der neuen Pestepidemie in Köln im Sommer 1607 verursacht wurde¹⁷).

Damals wurden wohl die Gymnasien und Internate auf Monate hin aus geschlossen und die Schüler kehrten in ihre Elternhäuser zurück.

Das Konvikt der Jesuiten konnte tatsächlich nicht so schnell wieder geöffnet werden. Friedrich war als Nicht-Kölner auf ein Internat angewiesen und mußte so zum *Montanum* übergehen, wo vielleicht schon sein Vater und Großvater ihre Studien vollendet hatten, so daß einer

¹⁵) Vergl. Stadtarchiv Köln: *Dekanatsbuch Scholae Artium* U. 157, Fol. 319 b und 320 b.

¹⁶) *Friedr. Spee und das Tricoronatum im Jahrbuch des Dreikönigsgymnasiums* Köln 1929 S. 4 f.

¹⁷) Vergl. dazu auch K u c k h o f f : *Geschichte des Tricoronatum* S. 255.

Aufnahme nichts im Wege stand. (Dies, falls er wirklich je Schüler des *Tricornatum* gewesen.) Glaubhaft wäre auch, daß den Eltern daran lag, ihren Ältesten ein wenig der für ihn allzu anziehenden Atmosphäre der Jesuiten zu entziehen. Er berichtet ja selbst in seinem Brief an den Ordensgeneral, daß seine Eltern immer bemüht waren, den Knaben von der Idee, Missionar zu werden, abzulenken. War er doch keineswegs zum Geistlichen bestimmt, sondern zum Amtmann, und so ist es wahrscheinlich, daß man ihn nach dem Gymnasium, gemäß dem Brauch der Familie *Jura* studieren lassen wollte. Im Jahre 1610 sollen sich übrigens vier *Studiosi Juris* bei den Jesuiten zum Noviziat gemeldet haben; vielleicht hieß einer davon Friedrich Spee?

Seit dem 30. November 1608 war er nachweislich bei der Artistenfakultät eingeschrieben, was nicht hindert, daß er nach dem Baccalaureat noch ein Jahr die Rechte studiert haben könnte, bis er vom Vater die Erlaubnis erhielt, als 19jähriger in das Noviziat des Jesuitenordens einzutreten. Für die These, daß Spee einige Semester Jurisprudenz studierte, sprechen sein reges Interesse für juristische Fragen und seine erstaunliche Sachkenntnis im Prozeßrecht, die er in der *Cautio Criminalis* bekundet und die gleichfalls in der juristischen Familientradition ihre Erklärung finden.

Nach den Überlieferungen des Ordens ist Friedrich Spee am 22. November 1610 als Novize in die Gesellschaft aufgenommen worden, also wahrscheinlich, nachdem einer seiner jüngeren Brüder eingewilligt hatte, an seiner Statt *Jura* zu studieren.

Das Noviziat der rheinischen Jesuitenprovinz befand sich damals in Trier, an der Kranengasse, in einer der ältesten Jesuitenniederlassungen auf deutschem Boden. Mehrere der Patres wirkten an der Universität als Professoren der Moraltheologie, der scholastischen Philosophie, der Exegese, von den Schülern entstammten die meisten dem Adel der Umgegend.

Trotzdem lag noch immer ein düsterer Schatten auf dieser blühenden Niederlassung: In den 80er und 90er Jahren des 16. Jahrhunderts waren die Jesuiten dort stark in die Hexenprozesse verwickelt, die in unerhörter Furchtbarkeit in und um die schöne Moselstadt wüteten und 1601 erzählt der Chronist des Kollegiums in den *Litterae Annuae*, daß allein der häufige Empfang der heiligen Sakramente genügte, um die Leute in den Verruf der Hexerei zu bringen, weil man glaubte, die Hexen versuchten durch häufigen gottesschänderischen Empfang der hl. Kommunion die Quälereien Satans zu verringern¹⁸⁾. Von dem Einfluß des ehemaligen Jesuitenschülers und Weihbischofs Binsfeld und

¹⁸⁾ s. Trier, *Lit. Ann.* 1601, P. 575.

seinem verruchten Traktat über Hexerei, sowie über die skandalösen damaligen Vorgänge im Trierer Jesuitenkolleg, die nur auf ernstliche Ermahnungen zur Zurückhaltung und Vernunft seitens des Generals Aquaviva abzdämpfen waren, wird noch zu berichten sein¹⁹⁾. Es ist nur für Spees Weg zur *Cautio* von Bedeutung, wie schon in Trier der Nachklang der jüngst dort vorgefallenen Grausamkeiten ihn erregt haben mag.

Wie üblich war das erste Noviziatsjahr der Kontemplation und der Übung in allerlei Handfertigkeiten gewidmet. Aber eine erneute Pestwelle scheuchte 1612 die Kandidaten aus ihrer Beschaulichkeit auf; denn das gesamte Noviziat mußte nach Fulda übersiedeln. Hier konnte Spee im Herbst des Jahres 1612 seine ersten Gelübde ablegen. Schon dieses Gelöbniß trägt bei den Jesuiten das Beiwort „ewig“, ist jedoch nur für den einen Teil bindend, nämlich für den Novizen; dem Orden steht es frei, einen ungeeigneten, für die Gesellschaft unerwünschten Pater auch als ausgeweihten Priester und nach jahrelangen Diensten zurückzuweisen. Offenbar wollte einst Ignatius die jüngeren Mitglieder dadurch der Disziplin gefügiger machen. Nach dem sog. Tertiatjahr konnte ein Priester zu den „letzten Gelübden“ zugelassen werden, die auch dem Orden größere Verpflichtungen auferlegen. Es ist nicht klar, ob P. Spee dieselben je hatte ablegen dürfen.

Nach abgeschlossenem, zweijährigen Noviziat schickte man Spee für drei Jahre nach Würzburg zum Studium der Philosophie. Da er durch die Flucht nach Fulda in die oberdeutsche Ordensprovinz gelangt war, bezog er so die nächstliegende und schon hochberühmte Universität, wo damals noch Bischof Julius Echter von Mespelbrunn, der Gründer und Wohltäter der „*Alma Julia*“, wie die Universität nach ihm benannt wurde, als Fürstbischof regierte (1613—17). Wahrscheinlich wurde Spee das schon in Köln abgelegte Examen dort nicht angerechnet, denn wir finden ihn von 1612—15, dem dreijährigen Kurs der Philosophie folgend, in Würzburg. Daß er an der *Alma Julia* seinen *Magister Artium* ablegte, wurde ihm später in Köln sehr hinderlich, da man ihn 1628 deshalb nicht zum akademischen Lehramt dort zulassen wollte.

Übrigens stand Würzburg damals noch nicht in dem traurigen Ruf, die meisten Hexen zu verbrennen; dieses Übel begann erst langsam nach dem Regierungsantritt des Bischofs von Aschhausen 1617; noch weniger ist es denkbar, daß ein Scholar ohne Priesterweihe damals in der Hexenseelsorge verwendet worden wäre. Kaum mit dem akademischen Chrisma gesalbt, wurde der junge Magister schon dem Lehramt

¹⁹⁾ s. Teil II, 2. Kapitel, S. 272 f.

zugeteilt, zunächst versuchsweise in den Grammatikklassen, aber der Erfolg scheint vielversprechend gewesen zu sein. 1616 finden wir ihn in Speyer als Lehrer der 3. Grammatikklasse und der Rektor des dortigen Kollegiums, sein rheinischer Landsmann und Standesgenosse Pater Wilhelm von Gracht-Metternich (heute nennt sich die Familie Wolf-Metternich) überträgt ihm auch die Leitung der dortigen *Sodalitas Angelica*. In jenen Tagen könnten mancherlei Kirchenlieder, Parabeln und Anleitungen zu geistlichen Übungen entstanden sein.

Schon 1617 wird der junge Lehrer in die *Humanioria (Poetica und Rhetorica)* befördert, und zwar im Kolleg zu Worms unter der Leitung des dortigen Rektors Pater Johann Ludwig von Frankenstein.

Der zweijährige Aufenthalt im Wormser Kolleg bringt die erste große Enttäuschung für Spee, zugleich mit einem starken Wandel in seiner Lebenseinstellung.

Er war trotz aller Vorstellungen der Eltern Jesuit geworden, um ein Ideal zu verwirklichen, nämlich Missionspriester zu werden. Sein unerreichbares Vorbild war Franziskus Xaverius, dessen Seligsprechungsprozeß in Rom schon in vollem Gange war. Nun aber glaubte sich Spee der Erfüllung seines Wunsches näher denn je gerückt zu sehen, als in Worms das Rundschreiben des Ordensgenerals P. Muzio Vitelleschi eintraf, (gegeben am 2. Januar 1617), worin die Ordensbrüder ermutigt werden, sich für die so aussichtsreichen Missionen in Japan und Indien zu melden und das mit den befeuernden Sätzen schließt:

„*Felicem Japoniae statum Indiarumque omnium precibus universorum commendo, Dominum obsecrans, ut in multorum e Societate animis fragrantissima studia inflammet ad immanem illam sterilitatem sudoribus, vel etiam sanguine ipso, irrigandam se conferendi*²⁰.“

Dazu noch hatte der belgische Pater Nicolaus Trigault aus Douai 1616 eine Predigtreise durch Europa unternommen, auf der er auch in die rheinischen Kollegien gekommen war, um den Missionseifer der Patres auf Ostasien zu lenken, (Trigaultius war selbst Chinamissionar), und er hatte dadurch ein wahres Missionsfieber entfacht, besonders unter den jüngeren Brüdern. Aus der oberdeutschen Ordensprovinz allein gingen 438 Bittgesuche um Aufnahme unter die Indienmissionare nach Rom; zwischen 1616 und 20 desgleichen 40 Gesuche vom Oberrhein, 182 vom Niederrhein. Unter den Bittstellern befand sich auch Friedrich Spee mit einem Brief (von P. B. Dühr im Ordensbesitz aufgefunden), voll Glut, Gottesliebe und bergeversetzender Gläubigkeit an

²⁰ *Epistolae Praep. Generalium Gandavi* 1847 I, 386, abgedruckt bei Anton Huonder: *Deutsche Jesuitenmissionare des 17. und 18. Jahrhunderts*, Freiburg i. Br. 1899, S. 207.

seine Bestimmung, damals noch ungedämpft von Enttäuschungen und Entsaugungen, voll treuherziger, kindlicher Aufgeschlossenheit, die nicht einmal von dem feierlichen Rhythmus des lateinischen Textes gedämpft werden konnte. Das Individuelle, ausgeprägt Subjektive des Berichtes macht den Brief zur wertvollen, weil einzigen Quelle von Spees Gemütsverfassung in seinen jungen Jahren. „*Iam dudum*“, ein Spee'scher Lieblingsausdruck, beginnt auch dieser Brief. Ja, schon lang, fast von der Wiege an, so schreibt er, verzehre ihn ein geheimes Feuer, das, ungeachtet aller Versuche der Seinen, es zu löschen, stets von neuem umso flammender emporlodere. Er müsse daher endlich das Schweigen brechen und dem Hochw. Pater General gestehen: Indien habe sein Herz verkehrt. Schon da er als Knabe sich an Spielen ergötzte, habe dieser Gedanke ihn plötzlich wie ein Blitz getroffen. Zwar hätten die Eltern bei dem heranwachsenden Kinde diesen Gedanken auszulöschen und ihn alles vergessen zu machen gesucht — aber vergebens! Endlich konnten sie bei ihrem Sohn nicht mehr gegen dieses Ziel ankämpfen. Diese Wunde, vom Pfeil der Gottesliebe einst geschlagen²¹⁾, war nicht nur nicht vernarbt, sondern wieder neu aufgebrochen; ja durch sie und nichts anderes sei so eigentlich erst der Wunsch in dem Jüngling erwacht, der Gesellschaft Jesu anzugehören. Aber zunächst habe er geschwiegen und seiner Stunde geharrt. Da sei jüngst das Schreiben der Paternität des Generals, verlesen worden, der Speer des Achill, der bei dem Namen Indien die alte Wunde wieder aufriß, indem er sein Herz durchbohrte. Was anderes bliebe ihm da zu tun übrig, als vor seinem Vater dies Stigma zu enthüllen? Allerdings, wenn er darüber nachdenke, welche Gaben er für sein künftiges Amt in die Wagschale zu werfen hätte, so könne er nur eine einzige finden: seit Beginn seiner geistlichen Berufung sei all sein Sinnen und Trachten nur auf den einen Punkt gerichtet gewesen: aus Liebe zu dem Gekreuzigten recht viel zu leiden und von allen Gütern unter der Sonne und dem Mond nichts zu besitzen und nichts zu begehren.

Mit gebeugten Knien werde dieser Brief abgefaßt und unter Anrufung der Liebe Christi die Erlaubnis erfleht, ihn dorthin gehen zu lassen, wo sein Herz schon wohne, wenn dies Gottes Wille sei, dessen Erfüllung sein ganzes feuriges Trachten gehöre, sodaß da nichts noch so Hartes, Niedriges, Qualvolles erdenklich sei, was er nicht unter der Führung des Herrn bereit wäre, zu ertragen²²⁾.

Die gleichen Elemente Spee'scher Frömmigkeit, wie sie dann im *Tugendbuch* so eindrucksvoll geoffenbart werden, sind hier schon vor-

²¹⁾ Man beobachte, wie schon hier ganz naiv das in der *Trutznachtigall* so beliebte Motiv *Christus-Cupido* aufklingt!

²²⁾ vergl. Xaveriuslied: „Lasset Wind und Wetter blasen — Flamm der Lieb vom Blasen wächst“ *Tr. N.* Nr. 18.

handen: Die Flamme der Liebe zum Gekreuzigten, die das *Movens* seiner Menschenliebe und seines Seeleneifers bedeutet, das Streben es ihm gleich zu tun. Um Seinetwillen erlangt er die Erkenntnis der Nichtigkeit aller Dinge unter der Sonne, der *Vanitas Mundi*, die Sehnsucht nach dem Opfertod und die stille, verzichtende Fügsamkeit in den Willen des Höchsten. Auch die sich übersteigernden, barocken Ausdrucksgebärden, sobald er auf sein Anliegen zu sprechen kommt: wie das Knien bei allem Bitten als Zeichen der Demut, das Gleichnis von der Wunde im Herzen des an der Welt Leidenden, hier noch die Sehnsucht nach Betätigung im Dienste Gottes, die ihn so gewaltig erschüttert und emporreißt, dies alles drückt sich in jenem Brief des 26jährigen Jesuiten an die oberste Autorität des Ordens aus, den „lieben Vater“ Vitelleschi, als dessen Sohn er sich fühlt.

Seit sieben Jahren dient Spee nun schon der Gesellschaft, ohne je Gelegenheit gehabt zu haben, seinem Anliegen Ausdruck zu verleihen! Wenn man sich dies klar macht, versteht man nicht nur die brennende Dringlichkeit seines Stils, sondern man begreift und ermißt vor allem auch den namenlosen Kummer und die qualvolle Enttäuschung, die das Antwortschreiben des Generals ihm bereiten mußte.

Spees Brief trug das Datum: Nov. 1617; der General antwortet, mit begreiflicher Verspätung bei so vielen Bewerbungsschreiben, am 14. April 1618. Fast sechs Monate hoffnungsbanger Erwartung lagen dazwischen. Spees Ordenskollege und Konsodale der *Angelica*, der bekannte Naturwissenschaftler und Mathematiker des Ordens, Pater Adam Schall, durfte bereits 1616 nach Peking segeln. Dagegen konnte der General den brennenden Wunsch, „Seelen zu fischen“, des jungen Anwärters Spee in dieser Form nicht erfüllen, und der Hauptgrund wird weniger, wie er im Brief angibt, die „geographische Lage Deutschlands“ gewesen sein, als die Erwägung: „Sieh, das Gute liegt so nah“, nämlich den brennenden Gotteseifer eines so hoffnungsvollen und begabten Deutschen, der Gegenreformation im eigenen Lande nutzbar zu machen.

Vitelleschi richtet den Brief an Spees Wormser Rektor, Pater Frankenstein:

„Vor kurzem habe ihm aus dem Kolleg Friedrich Spee geschrieben und sich für Indien angeboten, wonach er sich seit langem (*iam dudum!*) schon sehne. Hochw. möge ihm mitteilen, daß dem General sein Anerbieten höchst angenehm war; trotzdem könne er ihm augenblicklich nichts versprechen, weil sich sehr große Schwierigkeiten dagegen erheben, daß noch mehr Leute aus den deutschen Provinzen nach Indien fahren, teils weil andere aus näher gelegenen Ländern vorhanden seien, teils weil der Gesellschaft in Deutschland ein großes Arbeitsfeld offen stehe,

von dessen Pflege die notwendigen Arbeiter nicht abberufen werden dürften. Auf die Bestellung dieses Feldes möge Spee selbst all seinen Fleiß verwenden und davon überzeugt sein, daß er von Gott dafür einst keinen geringeren Lohn erhalten werde als diejenigen, welche in Gehorsam in Indien arbeiten, wenn er selbst sich mit gleichem Eifer um die Bekehrung der Häretiker abgemüht habe. Dazu möge ihm der liebe Herr Jesus die reiche Hilfe Seiner göttlichen Gnade verleihen²³⁾.“

Nach Mitteilung dieses Briefes mag Spee zum erstenmal kennen gelernt haben, was eine „gantz große betrübnuß des hertzens“ bedeutet und wie nur der Blick auf das Kreuz das Herz offen halten kann, damit die göttliche Tröstung darin ihren gnadenreichen Eingang finde. Alle bisher von ihm gebrachten Opfer: Verzicht auf die Güter der Welt, auf Stand, Zusammenleben mit Vater, Mutter, Geschwistern, all das schien ihm plötzlich sinnlos geworden, bis eben das Licht der besseren Einsicht ihm jenen tieferen Sinn seiner Bestimmung im eigenen Lande enthüllte, auf den das Schreiben aus Rom hindeutete. Jetzt konnte er beweisen, daß die Worte, die er geschrieben über seinen Willen und Wunsch, für Gott zu leiden, von Taten begleitet wurden. So faßte er sich und schritt in Demot weiter auf dem Weg des Gehorsams.

Bisher hatte Spee noch nicht seine theologischen Studien betrieben. Während er nun im Herbst 1618 in Mainz an dem dortigen großen Gymnasium seines Ordens die Rhetorikerklasse leiten durfte (kein geringer Vertrauensbeweis für einen erst so kurz erprobten Magister!), begann er zugleich das vorgeschriebene vierjährige Studium der Theologie, das — zu jener Zeit stark polemisch organisiert — eine ausgezeichnete Vorübung und Vorbereitung auf seine Rolle als Exponent der Gegenreformation bildete.

Die Mainzer Jesuiten fakultät zählte hervorragende Köpfe zu ihren Professoren, darunter Pater C o n t z e n und Pater B e c a n s, die späteren Beichtväter der größten deutschen Fürsten im katholischen Lager: des Kurfürsten Maximilian von Bayern und des Kaisers Ferdinand II. Auch an schriftstellerischen und dichterischen Anregungen fehlte es nicht: mit barocker Feierlichkeit beging man 1619 überall in den Jesuiten-niederlassungen die Seligsprechung des X a v e r i u s und 1622 die Heiligsprechung des Stifters L o y o l a. Es waren dies unwiderlegbare Triumphe und Bestätigungen für den stets umstrittenen, jungen Orden.

Unter dem Eindruck jener Ereignisse (nicht zu vergessen die ersten, auch für den deutschen Westen so gefährvollen und aufregenden Jahre des großen Krieges), schrieb Spee wiederum an seinen Ordensgeneral,

²³⁾ frei nach D i e l - D u h r S. 12; *op. cit.* vergl. auf S. 9 dieses Buches.

wahrscheinlich um ihm seinen guten Willen und die Aussöhnung mit dem ihm von Pater Vitelleschi vorschriebenen Schicksal zu bekunden und um diesen zu bitten, ihm die Erlaubnis zu erteilen, durch Abfassung kleinerer, erbaulicher Schriften der Mit- und Nachwelt Nutzen zu bringen.

Am 18. September 1621 zeigt sich Pater Muzio in seiner Antwort besorgt, Friedrich möge durch seine Schriftstellerei vielleicht seine theologischen Studien vernachlässigen. Zwar billige er dies löbliche Streben, ziehe es aber vor, daß der Pater sich zunächst ganz ausschließlich seinem theologischen Studium widme und die Herausgabe eigener Schriften auf später verschiebe, wenn ihm mehr Muße verbleibe, dieselben durchzuheften und zu glätten, was seiner Arbeit nur zum Vorteil gereichen könne.

Friedrich gehorcht zwar dem General, aber wahrscheinlich stammt aus den Mainzer Jahren seine Mitarbeit an dem deutschen Kirchenliederbüchlein, das von den Jesuiten in Köln 1623 bei Peter von Brachel neu herausgegeben wurde²⁴). Er sah wohl die Minderwertigkeit deutscher Gedichte und Erbauungsschriften auf katholischer Seite gegenüber dem großen Aufschwung im protestantischen Lager und sein musikbegabtes Ohr erkannte die Klangreize, welche die Muttersprache verbarg. Auch blieb ihm der starke Eindruck nicht unbekannt, dem das Volk jedesmal unterlag, wenn es in seiner Sprache in der Kirche und bei festlichen Gelegenheiten mitsingen durfte. So beschloß er, diese Anziehungskraft für die Kirche nutzbar zu machen. Mit einem Wort, Spee stellte sich voll und ganz auf seine neue Aufgabe um und wollte sich in ihrem Dienst nicht weniger aufzehren, als er es in den überseeischen Missionen getan hätte.

Seine Oberen waren dem talentvollen, eifrigen, jungen Magister damals noch sehr gewogen. So durfte er im Herbst 1622, also im Alter von 31 Jahren, die Priesterweihe empfangen, während er zu Beginn des folgenden Jahres mit glänzendem Erfolg seine Schlußexamina in der Theologie ablegte.

Die Priesterweihe als Sakrament und die Primiz, das erste Meßopfer, bedeuteten natürlich für einen so glühenden Gottesfreund und Glaubenseiferer wie Spee die Krönung aller bisher gehegten Wünsche, einen vollen Trost nach erster, schwerer Prüfung. Sie beschließen und adeln seine Jugend- und Lehrzeit mit einem schönen Erfolg für den kommenden Sängler der Weltverneinung und Gottbejahung. Bis zu seinem Tode bekundet Spee das nie ganz faßbare Wunder, das die Gnade Gottes

²⁴) Siehe Näheres darüber in Kapitel III., 1, S. 157 ff. dieses Buches.

täglich neu an einem Priester wirkt. So ruft er 10 Jahre später noch im *Güldenem Tugendbuch* aus:

„Gebenedeit sey die stunt, in der du mich unwürdigen großen Sünder zum priesterlichen ampt berufen hast, damit ich dir also täglich alle meine lebzeit ein unendlich großes lob aufftragen könne . . . O wie ein großes Ampt! O wie ein herrliches Opfer! O wie ein hoher Gottesdienst! Wer wolte nu nit gern mit allem eiffer, mit großem lust und frewd, mit sinn und hertzen bey so großem geheimnuß zugegen seyn?, in welchem sowohl der Priester als das Opfer eine göttliche Person ist und folgendes die hl. Dreyfaltigkeit mit ein unendlich großen lob und ehr geehrt wird²⁵⁾?“

Und wie schmerzlich vermißt er in der *Cautio*²⁶⁾ bei so vielen Kollegen die priesterliche Würde und die göttliche „Schlangenklugheit“ und er mahnt mit dem Apostel Paulus: „Wisset ihr nicht, daß wir Priester gerufen sind, über die Engel zu richten?“

2. Reife. Priester und Lehrer

„*Ecce sacerdos magnus qui
placuit in diebus suis Deo . . .*“
(*Ecclesiasticus*)

Mit dem Abschluß des Theologiestudiums war die theoretische Ausbildung des Jesuitenpaters beendet, doch nach der Regel der Gesellschaft *Jesu* mußte der neugeweihte Priester und theologisch-philosophische *Magister* ein drittes Noviziatsjahr, das sog. *Tertiat*, der Ausbildung des künftigen Seelsorgers gewidmet, „abdienen“. Bei Pater Friedrich aber war von nun an nichts mehr „regelmäßig“. Seine letzten zwölf Lebensjahre bedeuteten eine fast ununterbrochene Wanderschaft zwischen Rhein und Main, Weser und Pader, FUSE und Mosel. Überall fast gab es einen dramatischen, echt barocken „Abgang vom Schauplatz“.

Zunächst wurde aus für Spee sehr schmeichelhaften Gründen die Beendigung des Noviziats verschoben. Man hatte sowohl von seinem Lehrtalent, als auch über seine wissenschaftliche Befähigung und theologische Zuverlässigkeit in Mainz den allerbesten Eindruck erhalten und so bestimmte man ihn zum Professor der Philosophie an der Jesuiten-Universität zu Paderborn. Aus den Ordenskatalogen geht hervor, daß er den regelmäßigen dreijährigen Kursus dort gelesen hat: 1624 Logik, 1625 Physik, 1626 Metaphysik. Da seine Feuerseele aber stets nach apostolischer Betätigung verlangte, finden wir ihn seit 1624 ebenfalls als Katecheten in St. Pankraz tätig.

²⁵⁾ *Gd. Tgb.* III, 27.

²⁶⁾ *Cautio, Dubium XXX., Doc. XVI.*

In Paderborn konnte ein Kämpfer für den Glauben reiches Betätigungsfeld finden. Bewegt sind die Schicksale dieser westfälischen Stadt das ganze 17. Jahrhundert hindurch gewesen. Im Zeichen der Truchseß-Waldburgischen Händel waren dort viele Grundherren mit den Ihren protestantisch geworden; ja Erzbischof Gebhard zog sich eine Zeitlang ins Paderbornische zurück, weil er sich dort beschützter fühlte.

Die Lage änderte sich für das Gebiet von Paderborn, als die Stadt 1604 durch den Grafen Johann von Rietberg eingenommen wurde. Kräftig unterstützt von den Jesuiten, gelingt es dem Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg, fast die ganze Stadt zum Katholizismus zurückzuführen. Dafür legte der dankbare Prälat 1612 den Grundstein zu einem neuen Gymnasium für die Patres, das außer einer schönen Bibliothek sogar einen Theatersaal erhielt. 1614 wurde die aufblühende Schule zur Akademie erweitert, um dem Andrang der Scholaren zu genügen.

Im Umkreis von Paderborn jedoch waren trotzdem viele Adlige und damit ihre Gebiete protestantisch geblieben. Diese Glaubensteilung erleichterte natürlich den Durchzug der Söldnerführer mit ihren Banden während des 30jährigen Krieges und verwandelte die blühenden Lande immer wieder in Schlachtfelder und Trümmerhaufen¹⁾.

Zunächst gelang es 1622 Christian von Braunschweig, sich mit seiner Soldateska der Stadt an der Pader zu bemächtigen und — wo der „tolle Christian“ hintrat, da wuchs so schnell kein Gras mehr!²⁾ Die Stadt wurde geplündert, das schöne, neue Jesuitenkolleg diente dem tollen Christian zum Quartier und man kann sich unschwer ausmalen, wie es darin aussah, als er nach fünfmonatlicher Besetzung abzog und die Jesuiten zurückkehren konnten.

Der neue Oberherr der Stadt, der Graf von Anhalt, war jedoch ein ähnlicher Haudegen wie sein Gegner Christian, nur daß er die Bürgerschaft im Namen der katholischen *Liga* drangsalierte. In der Stadt aber hielt man weiterhin am katholischen Glauben fest und ein Jahr später schon meldete der Rektor des Jesuitenkollegs dem General nach Rom, daß die Schüler zurückgekehrt seien und daß alles, auch die Arbeit am Seelenheil der Einwohner beinahe besser voranschreite als zuvor³⁾. Tatsächlich zählte das Paderborner Kolleg 1631, also mitten

1) Vergl. dazu W. Richter, *Geschichte der Stadt Paderborn* 1903 II. Bd. S. 230 ff.

2) Wer denkt nicht dabei an das Wiegenlied von Richarda Huch: „Horch Kind, horch, wie der Sturmwind weht / wie er rüttelt am Erker / wenn der Braunschweiger draußen steht / der faßt dich noch stärker.“

3) Vergl. B. Dühr, *Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge*, Freiburg i. Br. 1907, Bd. II, 1.

in den Wirren des großen Krieges, noch 900 Schüler. Erst 1633 mußten die Jesuiten auf Befehl des Landgrafen von Hessen auswandern.

Der Rektor, der 1623 die gute Botschaft an den General sandte und dem das Hauptverdienst an der schnellen Reorganisation von Schule und Kolleg gebührt, hieß Pater Hermann Bavingh, von 1620—25 Rektor, dann Provinzial der rheinischen Ordensprovinz und danach wiederum Rektor in Paderborn. Augenscheinlich ein äußerst fähiger Mann, ein organisatorisch begabter Herr; aber wie oft solch glänzende Organisatoren, wenn sie greifbare Erfolge aufzuweisen haben, ein starrsinniger Autokrat. An allzu selbständiges Handeln gewöhnt, verlieren diese wohlmeinenden Männer meistens dann die Selbstkontrolle, wenn jemand es wagt, gegenteilige Meinung zu bekunden und nicht alle von ihnen getroffenen Verfügungen als unantastbar zu achten und als vollkommen zu bewundern geneigt ist. Wehe daher dem Unvorsichtigen, der selbständig zu denken wagt! Bei der ersten Meinungsverschiedenheit wird er bei einer solchen Herrennatur für immer in Ungnade fallen; denn vorgefaßte, eigene Urteile werden niemals abgeändert, wäre auch von zuständiger Seite längst der Beweis erbracht, daß es sich um ein Fehlurteil handelte. Da solche Männer nützlich, ja unentbehrlich für eine große Gemeinschaft sind, ist fast jedermann dazu bereit, sie gewähren zu lassen und über eine, sich selbst auf ihre Vorgesetzten erstreckende Autokratie lächelnd hinwegzusehen.

Ein solch nützlicher, eifriger und frommer, kleiner Diktator muß Pater Hermann Bavingh gewesen sein, der große Antipode des viel jüngeren Friedrich von Spee, seines ersten Opponenten im Orden; denn der Rektor Bavingh nahm sich sogar die Freiheit, gelegentliche Anordnungen des Generals in Rom (die ewige Stadt lag ja so weit entfernt!) durch passiven Widerstand zu übersehen. Bei seinen rheinischen Ordenskollegen genoß Bavingh ob seiner Verdienste großes Ansehen. Er glaubte für das Wohl seines Ordens das beste zu tun und war der Auffassung, daß ein Mann mit so revolutionär tolerantem Ansichten wie Pater Spee hier fehl am Ort sei, daß vor allem die Schuljugend, der Stolz der Väter, vor solchen „verworrenen Köpfen“ bewahrt werden sollte. Von dieser Meinung ging er nie ab und es fanden sich unter seinen Folgern und Bewunderern genügend, die ihn in seiner Auffassung bestärkten.

Mit dieser Sachlage hatte der junge Professor der Theologie sich bald vertraut zu machen. Zu Beginn seiner Laufbahn jedoch schien noch alles glatt zu gehen. Nicht nur in der Schule bestätigte sich das Vertrauen, das man in ihn gesetzt hatte, er stellte sich auch mit gleichem Eifer in den Dienst der Gegenreformation. Da er wohl wußte, daß vor allem die protestantisch verbliebenen Grundherren gewonnen werden mußten, trat

er mit dem evangelischen Adel der Umgebung in Verbindung. Der Chronist der Paderborner *Litterae Annuae* und Verfasser der *Historia Collegii Societatis Jesu* in Paderborn, Pater Sander, vermerkt für das Jahr 1624: „*In praenobili Domino Waltero ab Imbsen ad ecclesiam reducendo diu multam operam P. Fridericus Spe navavit*“⁴).

Zur Aufgabe der Bekehrung der protestantischen Grundherren war Spee schon deshalb besonders geeignet, weil er als Sprößling eines alten, rheinischen Adelsgeschlechts bei seinen Standesgenossen ein willkommener Gast war. So knüpfte er schnell weitverzweigte, freundschaftliche Beziehungen zu protestantischen Familien an; denn man sah dort sicher lieber einen Standesgenossen anderer Konfession als einen bürgerlichen Glaubensgenossen. Wie Spee als gewandter und humorvoller Gesellschafter es danach anging, seine Gastfreunde zur Rückkehr in den „schaffstall Christi“ zu bewegen, wissen wir recht genau durch die beiden im Leibnizarchiv aufgefundenen Briefe, über die in einem besonderen Kapitel berichtet wird⁵). Wer nicht in ebenso ehrlicher Überzeugung an Luthers Lehre hing wie Spee an der seinen, konnte schwerlich etwas gegen seine überwältigenden Argumente vorbringen. Wer ihm nicht folgen wollte, mußte immerhin die *bona fides* anerkennen, mit der dieser liebenswerte, vornehme Priester voll menschlicher Zartheit und inniger Frömmigkeit an seine Mission glaubte.

Aber Spee ließ es nicht bei seinen Standesgenossen bewenden, überhaupt dachte dieser Seelenfreund für einen Barockmenschen besonders großzügig über „Standesunterschiede“. Als Beichtvater lernte er Leute aller Klassen, Altersstufen und Geschlechter kennen und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Pater gerade damals so recht mit den Nöten und Ängsten des gequälten Volkes vertraut wurde, wie sie die Ungunst der Zeiten, der Niedergang der Sitten und der Verfall der Rechtsprechung mit sich brachten. Nicht zum wenigsten aber muß er damals Erfahrungen über die Hexenprozesse gesammelt haben.

Bisher war seine Meinung über die Hexenfrage nach seinen eigenen Worten wohl nur wenig von der fast aller Zeitgenossen abgewichen. Während seiner philosophischen und theologischen Studien hatte er die großen Moraltheologen gelesen, die öfters auf Hexerei und Zauberei zu sprechen kommen und da es ja überall rauchte, war er neugierig geworden und hatte sich durch die meistgerühmte Spezialliteratur hindurch gekämpft: Remigius, Bodinus, *Malleus Maleficarum* und auch die Autoren, die damals das meiste Ansehen genossen: sein Ordensbruder Delrio und Binsfeld, der ehemalige Jesuitenzögling.

⁴) Handschrift noch in der Theodosianischen Bibl. zu Paderborn vorhanden.

⁵) v. I. Teil, Kap. II., 3.

Spee selbst bekennt später in der *Cautio*⁶⁾; daß er diese Autoren früher mit Beifall gelesen habe, während er heute schon längst nicht mehr wisse, was er von ihnen halten solle, da ihre Argumente sich glänzend widerlegen ließen.

Sein tiefer Einblick in diese grauenhaften Justizmorde begann eben in Paderborn, als seine Beichtkinder Vertrauen zu ihm faßten und ihm ihre Sorgen bekannten, als er da und dort nachforschte, mit Richtern, Inquisitoren, Geistlichen sprach, Akten einsah und auch wohl schon hie und da vertretungsweise das traurige Amt versah, im Kerker den Angeklagten die Beichte abzunehmen, oder Verurteilte zum Scheiterhaufen zu begleiten. Damals begann es wie Schuppen von seinen Augen zu fallen und während ihn die ersten, schrecklichen Bedenken quälten und er ihnen wohl auch im Gespräch Ausdruck verlieh, sah er sich bei der geringsten Äußerung darüber im Kreise der Seinen einer geschlossenen Front feindseliger Mißbilligung gegenüber.

Es ist nicht dokumentarisch nachweisbar, ob man in Paderborn eifriger als anderswo in der Hexenverfolgung vorging, da ja während des 30jährigen Krieges fast alles Aktenmaterial zerstört wurde; doch deutet vieles darauf hin, daß dem so war: schon von dem großen Jesuitengönner Dietrich von Fürstenberg (1585—1618) heißt es, daß er „einer großen Anzahl Zauberer, Hexen und Unholden, welche sehr viel Böses begangen, ihren verdienten Lohn durchs Feuer geben lassen.“ So berichtet der Chronist Martin Klöckener⁷⁾.

Nach den Annalen der niederrheinischen Ordensprovinz bis 1650 des Paters Heinrich Türck wurden im Jahre des Heils 1630 im nahen Geseke 500 Verbrennungen vorgenommen⁸⁾.

Seit 1618 war das Bistum Paderborn unter die Kölner Kur gekommen und wie bald gezeigt werden soll, war Kur-Erzbischof Ferdinand von Bayern nicht nur ein unbeugsamer Exponent der Gegenreformation, sondern auch ein betonter Anhänger der Hexenverfolgungen. Kein Wunder, wenn es überall dort, wohin sein Krummstab reichte, rauchende Scheiterhaufen gab. Es genügte ja, daß ein Landesherr nichts gegen die Verfolgungen erließ, er brauchte selbst gar nichts zu unternehmen. Seine Richter und Prälaten sorgten dafür, daß die Flammen nicht erloschen. So berichtet auch Bessen:⁹⁾ „Während dieser Greuel (des Krieges) stieg in unseren Gegenden ein anderes Übel zu einer merkwürdigen Ausdehnung und Allgemeinheit empor, nämlich die gerichtliche Verfolgungs-

⁶⁾ *Dub. XX, Ratio 14.*

⁷⁾ vergl. W. Richter, *op. cit.* II, 169.

⁸⁾ vergl. darüber auch Georg Joseph Bessen, *Geschichte des Bistums Paderborn*, II. Bd., S. 172, Paderborn 1820.

⁹⁾ *op. cit.* S. 170.

wut gegen Zauberer und Hexen. Man führte eine große Anzahl zu den Scheiterhaufen, von denen viele im besten Rufe standen.“

Wahrscheinlich fand Spee für seine Bedenken und humanen Ideen mehr Verständnis bei der Jugend, die er durch seine überzeugende Beredsamkeit, seine menschliche Teilnahme und sein souveränes Wissen ohne Dünkel stets mitriß. Doch zog er sich wohl schon in jenen Jahren die Mißbilligung des Vorgesetzten Bavingh zu. Da ihm jedoch positive Verfehlungen im Amt nicht nachgewiesen werden konnten, ließ man einstweilen die Dinge auf sich beruhen und angesichts der großen Lehr-erfolge erlaubte man dem Pater Friedrich 1624 mit seiner Klasse in den nächsten Kurs aufzusteigen.

Den ersten Stein des Anstoßes, der die feindliche Einstellung des Rektors gegen den jüngeren Kollegen bewies, brachte der junge Idealist arglos selbst ins Rollen. Die Zusammenhänge können aus einem historischen Ereignis und einem Briefwechsel rekonstruiert werden: Pater Sander berichtet in den *Litterae Annuae* des Paderborner Kollegs für das Jahr 1625¹⁰⁾, daß am 20. Juni dieses Jahres der Generalissimus der Liga, Tilly, der mit seinen Truppen in Westfalen weilte, nach Paderborn ins Jesuitenkolleg zu Gast kam. Er verblieb dort mehrere Tage und am Jahrestag seines Sieges zu Höchst wurde in der Jesuitenkirche ein von ihm bestelltes Hochamt mit *Te Deum* abgehalten. Ihm zu Ehren gab es auch eine Theatervorstellung, in der jedoch auf Wunsch des Feldherrn kein *Elogium* auf ihn deklamiert werden durfte¹¹⁾. Graf Tilly galt mit Recht als die Glorie des Ordens, als der greifbarste, glanzvollste Erziehungserfolg der Patres, deren Schüler er einst in Flandern gewesen. Trotz des rauhen „Handwerks“, dem er sich verschrieben hatte, bewahrte er sich den „reinen Glauben“ und stellte sein bedeutendes, strategisches Talent ganz in den Dienst der „guten Sache“, nämlich der Liga.

Solange er konnte, bewahrte Tilly in seinem Lager eine gewisse Disziplin, reduzierte Plünderungen auf das Mindestmaß und steuerte der sittlichen Verrohung unter der Soldateska. Seine Tragik war, daß er nicht, wie sein großer Gegner Gustav Adolf von Schweden, auf ein ihm ergebenes, einheitliches Volksheer zählen konnte, sondern daß die Liga ihre Truppen von Söldnern aus aller Herren Länder zusammenstellen mußte, wobei sich die Kroaten als der Verderb aller anderen erwiesen, da für sie keine Disziplin galt. Die Söldner verdangen sich später lieber an den generösen Wallenstein, bei dem man weniger beten mußte, dafür aber mehr erhielt und für den der Krieg den Krieg ernährte.

¹⁰⁾ vgl. S. 29.

¹¹⁾ vergl. hierzu G. J. Bessen *op. cit.* II, 178.